



Wissenschaftskultur:

Wo liegt das Problem?

Jörg Hacker, Sigmar Wittig und Stefan Artmann

(Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina)

Tagung „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“

Zürich, 7. Juli 2014

– Es gilt das gesprochene Wort! –

Sehr geehrter Herr Präsident,

sehr geehrte Repräsentantinnen und Repräsentanten der Akademien der Wissenschaften Schweiz, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina,

sehr geehrte Vortragende der heutigen Tagung,

sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Geschäftsstellen der nationalen Akademien der Wissenschaften,

meine Damen und Herren!

1. Begrüßung

Laut Programm dürfen Sie an dieser Stelle eine Rede des Präsidenten der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina erwarten. Herr Hacker hat mich gebeten, ihn heute Nachmittag zu vertreten. Auf Grund einer dringlichen Verpflichtung, die er kurzfristig eingehen musste, kann er heute zu seinem größten Bedauern nicht zu Ihnen sprechen. Herr Hacker nimmt heute und morgen als Mitglied des Scientific Advisory Board des Generalsekretärs der Vereinten Nationen an Konsultationen zu den „Sustainable Development Goals“ teil, welche die globale politische Zusammenarbeit bei Nachhaltigkeitsfragen in der Zeit nach 2015 orientieren sollen. Ich möchte Sie in seinem Namen um Ihr Verständnis dafür bitten, dass er diese Einladung nach New York nutzen wollte, um in dem Konsultationsprozess der UNO die Position der Wissenschaft zu stärken. Herr Hacker wünscht unserer Tagung viel Erfolg und ist darauf gespannt, von unseren Diskussionen berichtet zu bekommen.

Es ist mir eine große Freude, Herrn Hacker zu vertreten und über ein Thema zu vorzutragen, das nicht nur aus seiner Sicht, sondern auch aus Sicht des gesamten Präsidiums der Leopoldina eine

überaus große Bedeutung für die Zukunft der Wissenschaft besitzt. Ich spreche heute auch in dem Sinne an Herrn Hackers Stelle, dass ich meinen Vortrag mit ihm abgestimmt habe und meine Ausführungen daher auch die Ansichten von Herrn Hacker wiedergeben.

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Courvoisier,

im Namen der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und insbesondere im Namen von Herrn Hacker möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich dafür bedanken, dass Sie die heutige Tagung zur Frage „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“ federführend organisiert und einen Vertreter der Leopoldina eingeladen haben, seine Antwort auf diese Frage darzulegen. Ich danke Ihnen und Ihrem Team für die äußerst angenehme und reibungslose Zusammenarbeit bei der Vorbereitung dieser Tagung und des morgigen Arbeitstreffens zwischen Vertretern der Akademien der Wissenschaften Schweiz, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina.

2. Übersicht

Meine Damen und Herren,

wenn wir über die Frage „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“, mit der unsere Tagung überschrieben ist, diskutieren möchten, dann machen wir eine wichtige Voraussetzung. Wir setzen voraus, dass es eine schon seit längerem bestehende und in diesem Sinne traditionelle Wissenschaftskultur gibt. Bevor wir uns also mit der Frage, ob wir eine neue Wissenschaftskultur etablieren sollten, sinnvoll auseinandersetzen können, ist es notwendig, charakteristische Merkmale dieser traditionellen Wissenschaftskultur darzustellen. Und damit stehen wir vor der Aufgabe, zumindest eine grobe Bestimmung dessen zu geben, was überhaupt unter „Wissenschaftskultur“ zu verstehen ist. Ich möchte Ihnen daher in meinem Vortrag anfangs kurz mein allgemeines Verständnis von Wissenschaftskultur nahebringen und Ihnen einige derjenigen Eigenschaften nennen, die aus meiner Sicht unsere Wissenschaftskultur jenseits der Unterschiede zwischen den vielfältigen Fachkulturen auszeichnen.

Anschließend widme ich mich der Frage, die als Titel meines Vortrags dient: „Wissenschaftskultur: Wo liegt das Problem?“ Nachdem ich Ihnen meine Diagnose vorgestellt habe, möchte ich abschließend darauf eingehen, ob die Lösung des Problems der heutigen Wissenschaftskultur darin liegen sollte, eine neue Wissenschaftskultur zu etablieren.

3. Was heißt „Wissenschaftskultur“?

Meine Damen und Herren,

der Begriff der Kultur wird zuweilen in einem sehr umfassenden Sinne benutzt – insbesondere als Gegensatz zum Begriff der Natur. Dann gehört alles das, was Menschen machen, zur Kultur. Eine solche Begriffsbestimmung hilft uns aber nicht viel weiter, denn in diesem umfassenden Verständnis ist Wissenschaft insgesamt ein kulturelles Phänomen, und die Frage nach der Notwendigkeit einer neuen Wissenschaftskultur würde unterschiedslos jeden Aspekt der Wissenschaft betreffen. Dann könnten wir auch direkt fragen: „Braucht es eine neue Wissenschaft?“

Ich halte es daher für sinnvoller, von einem eingeschränkteren Begriff der Wissenschaftskultur auszugehen. Das, was eine Kultur sowohl von der Natur als auch von den jeweils anderen Kulturen abhebt, sind bestimmte Werte und Prinzipien. An ihnen orientieren sich diejenigen Menschen, die sich der betreffenden Kultur zurechnen. Ein wesentlicher, wenn nicht der wesentliche Teil kultureller Regeln betrifft den Umgang der Menschen miteinander. Ich möchte dementsprechend unter „Wissenschaftskultur“ im Folgenden die Gesamtheit derjenigen Werte und Prinzipien verstehen, an denen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihrem Umgang miteinander orientieren.

Damit unterstelle ich nicht, dass sich alle Forscherinnen und Forscher jederzeit und überall bei ihrer Forschung und Lehre an die Grundregeln der Wissenschaftskultur hielten. Aber das Entscheidende

ist, dass es solche Regeln gibt, die von ihnen als gültig anerkannt werden müssen, wenn sie der „Scientific Community“ angehören wollen.

4. Traditionelle Kernelemente der Wissenschaftskultur

Meine Damen und Herren,

was sind traditionell Kernelemente der Wissenschaftskultur? Ich möchte im Folgenden kurz einige Werte und Normen erwähnen, die meines Erachtens das Berufsethos von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geprägt haben und weiterhin prägen – und zwar unabhängig von der Disziplin, in der sie forschen.

Ich möchte an dieser Stelle unterstreichen, dass ich damit keineswegs die Vielfalt der unterschiedlichen Fachkulturen in ihrer Bedeutung abwerten möchte. Selbstverständlich gibt es große Unterschiede zwischen einem Studium der Germanistik und des Maschinenbaus oder zwischen den Methoden eines Ethnologen und eines Mathematikers. Aber ich bin der Überzeugung, dass es jenseits dieser Unterschiede einen Kern von Werten und Prinzipien gibt, die jeder Wissenschaftler als Wissenschaftler für richtig hält.

Die Wissenschaft als gemeinsame Leistung unzähliger Forscherinnen und Forscher basiert ganz wesentlich auf Vertrauen, und alle Faktoren, die das Vertrauen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in die Ergebnisse ihrer Arbeit stärken, gehören meines Erachtens zu den Kernelementen der Wissenschaftskultur. Ich nenne nur die folgenden Beispiele:

- Erstens sollten die eigenen Forschungsergebnisse auf eine ehrliche Weise kommuniziert werden, so dass die Gemeinschaft der Wissenschaftler nicht durch unvollständig präsentierte oder gefälschte Ergebnisse in die Irre geführt wird.
- Zweitens sollte die größtmögliche Nachvollziehbarkeit eigener Forschungsergebnisse durch transparente Darstellung der Vorgehensweise und möglichst offene Zugänglichkeit der verwendeten Forschungsdaten unterstützt werden.
- Drittens sollten die wissenschaftlichen Beiträge der Fachkolleginnen und -kollegen, unabhängig von deren Reputation, auf eine faire Weise gewürdigt werden. Das verbietet nicht nur Plagiate in Veröffentlichungen. Darüber hinaus dürfen beispielsweise in Gutachten keine Interessenskonflikte das eigene Urteil über die Qualität eines eingereichten Manuskripts oder über die Erfolgsaussichten eines Forschungsantrags trüben. Auch dies wäre unfair.
- Viertens sollten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Fähigkeit zu zweifeln ein Leben lang kultivieren – und dieser Zweifel sollte nicht nur die Ergebnisse der Fachkolleginnen und Fachkollegen betreffen. Er dient nicht zuletzt dazu, die eigene Forschung so objektiv wie möglich beurteilen und für sie Verantwortung übernehmen zu können.

Gewiss gibt es noch weitere Kernelemente der Wissenschaftskultur, die ich aufzählen könnte. Und die von mir genannten Werte und Fähigkeiten, die das Berufsethos der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausmachen, verdienen eine genauere Darstellung. Aber ich möchte es bei diesen kurzen Stichworten belassen und Sie stattdessen nachdrücklich auf eine Veröffentlichung des InterAcademy Council und des InterAcademy Panels aus dem Jahre 2012 hinweisen, deren Lektüre allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern uneingeschränkt empfohlen werden kann.

Die beiden globalen Netzwerke nationaler Wissenschaftsakademien haben unter dem Titel „Verantwortungsvolles Verhalten im weltweiten Forschungsbetrieb“¹ in prägnanter Weise das

¹ Herunterladbar unter

[http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication\[publication\]=441&cHash=ec7c756be668bedf9f2362fa103c3e0d](http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication[publication]=441&cHash=ec7c756be668bedf9f2362fa103c3e0d) (letzter Zugriff: 16. Juli 2014)

wissenschaftliche Berufsethos charakterisiert. Zudem haben sie unterstrichen, wie wichtig es ist, dass dieses Ethos als Garant der „Research Integrity“ gerade in Zeiten der globalen Zusammenarbeit zwischen Forscherinnen und Forschern seine Gültigkeit behält. Ansonsten wäre der Erfolg des weltweiten Gemeinschaftsprojekts „Wissenschaft“ grundsätzlich bedroht.

Dieser Einschätzung der Wissenschaftsakademien kann ich mich nur voll und ganz anschließen. Ihre Relevanz wird meines Erachtens nirgendwo deutlicher als in der gegenwärtigen Debatte um die sogenannte „Dual Use“-Problematik. Mit diesem Stichwort wird die Gefahr angesprochen, dass nützliche Forschungsergebnisse – etwa bei der Erforschung von Viren – zu verbrecherischen und terroristischen Zwecken missbraucht werden können. Zu Fragen des Dual Use haben die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Leopoldina im vergangenen Monat unter dem Titel „Wissenschaftsfreiheit und Wissenschaftsverantwortung“² gemeinsame Empfehlungen veröffentlicht. Darin appellieren wir an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sich nicht mit der Einhaltung von gesetzlichen Regelungen zu begnügen. Denn Forscher haben auf Grund ihres Wissens, ihrer Erfahrung und ihrer Freiheit eine besondere ethische Verantwortung, die über die rechtliche Verpflichtung hinausgeht. Größte Bedeutung haben dabei die Instrumente der Selbstorganisation der Wissenschaft. Sie basieren auf besonderer Sachnähe und können flexibel auf verschiedene Problemlagen reagieren. Aber die Selbstorganisation der Wissenschaft funktioniert nur, wenn die Forscherinnen und Forscher sich Werten wie Fairness, Transparenz und Objektivität verpflichtet fühlen. Dann besteht die gute Chance, dass Öffentlichkeit und Politik ihnen vertrauen, dass sie verantwortlich mit ihrer Forschungsfreiheit und mit neuem Wissen umgehen.

5. Wissenschaftskultur: Wo liegt das Problem?

Meine Damen und Herren,

ich vermute, dass niemand unter Ihnen die vier Kernelemente der Wissenschaftskultur, die ich gerade genannt habe, als unwesentlich abtun oder gar als für die Wissenschaft schädlich kritisieren würde. Dennoch fände unsere Tagung nicht statt, wenn es mit der Umsetzung des von mir skizzierten Berufsethos im Alltag von Forschung und Lehre zum Besten bestellt wäre.

Die Titel der Vorträge des heutigen Nachmittags geben wichtige Hinweise darauf, welche Aspekte der Wissenschaftskultur gegenwärtig als besonders problematisch erachtet werden. Auch wenn ich selbstverständlich noch nicht weiß, welche Positionen die Vortragenden im Einzelnen vertreten werden, so künden ihre Vortragstitel deutlich an, dass die folgenden vier Aspekte von besonderem Interesse sind, wenn Forscherinnen und Forscher über Wissenschaftskultur heute nachdenken. Es geht – schlagwortartig – um das Gender-Verhältnis, um Forschungsevaluation, um Nachwuchsförderung sowie um die „Work-Life-Balance“ von Forscherinnen und Forschern. Es handelt sich also, grob gesagt, um Fragen der Chancengleichheit und der Nachhaltigkeit.

Es fällt auf, dass all dies Aspekte der Wissenschaftskultur sind, die auf analoge Weise in vielen anderen Bereichen der Gesellschaft großes Interesse auf sich ziehen. Eine Tagung zum Thema „Braucht es eine neue Wirtschaftskultur?“ würde sich vermutlich ebenfalls mit Gender-Fragen, mit den Bewertungsmaßstäben für beruflichen Erfolg, mit der Situation von Berufsanfängern und mit dem Raum beschäftigen, den die Arbeit in der individuellen Lebensplanung einnehmen sollte. Fragen der Chancengleichheit und Nachhaltigkeit werden daher sicherlich auch aus anderen gesellschaftlichen Bereichen an die Wissenschaft herangetragen. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, dass die Zahl der – insbesondere jungen – Forscherinnen und Forscher, die diese Fragen von innen an das Wissenschaftssystem stellen, stetig steigt.

² Herunterladbar unter:

[http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication\[publication\]=591&cHash=9d032389b60ee54fe8068cf06627c056](http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication[publication]=591&cHash=9d032389b60ee54fe8068cf06627c056) (letzter Zugriff: 16. Juli 2014)

Meine Damen und Herren,

ich möchte meine Antwort auf die Frage: „Wissenschaftskultur: Wo liegt das Problem?“, folgendermaßen formulieren: Das heutige Problem der Wissenschaftskultur scheint mir darin zu liegen, dass es im Alltag des Forschens und Lehrens vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern immer schwerer fällt, ihrem traditionellen und weiterhin unabdingbaren Berufsethos zu folgen. Ein ganz wesentlicher Grund hierfür liegt meines Erachtens darin, dass Faktoren, die in diesem Berufsethos nicht explizit vorkommen, in der Realität des heutigen Wissenschaftssystems eine zunehmend wichtigere Rolle spielen. Damit meine ich, dass unser traditionelles Berufsethos weder die unterschiedlichen Situationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern noch die Abhängigkeit ausdrücklich thematisiert, die zwischen Entscheidungen über Karrieremöglichkeiten und Forschungsförderung einerseits und wissenschaftspolitischen Rahmenbedingungen andererseits besteht. Auch außerwissenschaftliche Faktoren, die für die Lebensplanung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – und natürlich insbesondere für die Lebensplanung des wissenschaftlichen Nachwuchses – wichtig sind, werden von unserem traditionellen Berufsethos nicht oder nur sehr unzureichend berücksichtigt.

Wenn Sie mir in meiner Diagnose folgen, dann lautet die Herausforderung, welche die heutige Wissenschaftskultur an alle Forscherinnen und Forscher richtet, folgendermaßen: Wir müssen die traditionellen Werte und Normen, die für das Gelingen von Forschung und Lehre unerlässlich sind, mit zeitgemäßen Anforderungen an Chancengleichheit und Nachhaltigkeit in der Wissenschaft so vereinbaren, dass diese Werte und Normen in ihrer Geltung für alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler keinesfalls relativiert werden.

6. Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?

Meine Damen und Herren,

mein Verständnis des Problems der Wissenschaftskultur, das ich Ihnen soeben vorgestellt habe, lässt bereits erahnen, welche Antwort ich auf die Leitfrage unserer Tagung geben möchte. „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“ Ich antworte: Wir brauchen keine neue Wissenschaftskultur, wenn damit gemeint sein sollte, dass wir das traditionelle Berufsethos, das für gute Forschung und Lehre unabdingbar ist, aufgeben sollten. Solche Werte wie Ehrlichkeit, Fairness und Verlässlichkeit, die für das Vertrauen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konstitutiv sind, besitzen allergrößte Relevanz, wenn es darum geht, die Chancengleichheit in der Wissenschaft zu verbessern und das Engagement von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für eine nachhaltige Entwicklung von Forschung und Lehre zu erhöhen. Was wir allerdings brauchen, sind neue Ideen, wie unser traditionelles Berufsethos in der Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts besser, als es bisher der Fall ist, den Alltag an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen bestimmen kann.

Ich möchte dies abschließend an einem Beispiel erläutern, auf das wir heute Nachmittag noch ausführlicher zu sprechen kommen werden und das ich für äußerst wichtig halte, da es die Zukunft aller nationalen Wissenschaftssysteme betrifft: Wie gestalten wir die Karrierewege für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler? In der globalisierten Wissensgesellschaft nehmen die Möglichkeiten gerade für hochqualifizierte Personen zu, nationale Wissenschaftssysteme zu verlassen. Nicht zuletzt deshalb stehen die Wissenschaftseinrichtungen vor der Herausforderung, aus der Perspektive der Lebenslaufplanung junger Forscherinnen und Forscher die von ihnen angebotenen Karrieremöglichkeiten kritisch zu überprüfen.³

³ Die folgenden Ausführungen orientieren sich eng an dem wissenschaftspolitischen Diskussionspapier der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina: „Die Zukunftsfähigkeit des deutschen Wissenschaftssystems. Für die nachhaltige Entwicklung von Forschung, Lehre und Wissenstransfer“ (Halle (Saale) 2013), insbesondere S. 30ff. – herunterladbar unter:

Im Folgenden möchte ich insbesondere auf die Situation in Deutschland eingehen, aber ich vermute, dass ähnliche Überlegungen auch für die Schweiz und Österreich einschlägig sein dürften. Das deutsche Wissenschaftssystem hat einen großen Nachholbedarf hinsichtlich der Transparenz und Verlässlichkeit seiner Karrierewege. Diese Situation muss meines Erachtens durch gezielte Maßnahmen auf allen Qualifikationsstufen verbessert werden.

Für besonders wichtig erachte die Situation von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden, wobei ich – wie Sie sehen werden – diese Bezeichnung nicht nur auf diejenigen anwenden möchte, die mit dem klaren Berufsziel „Professur“ wissenschaftlich arbeiten. Im deutschen Wissenschaftssystem muss eine ‚Postdoktorandenkultur‘ etabliert werden, die den Leistungen der jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern auf dieser Qualifikationsstufe in Forschung und Lehre gerecht wird. Schon Max Weber wusste um die Unsicherheiten der Situation der Nachwuchsforscherinnen und -forscher. In seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ formulierte er vor fast einhundert Jahren:

„Ob es einem [...] Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach *Hazard* ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt. [...] Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard.“⁴

Dass sich frisch Promovierte, die ihren Lebensunterhalt in der Forschung verdienen wollen, auf ein Glücksspiel einlassen, in dem die Gefahr zu verlieren – also kein ausreichendes Einkommen in diesem Berufsfeld zu finden – deutlich höher ist als in anderen Berufsfeldern, ist eine Einschätzung Max Webers, welche die weitaus meisten Postdoktorandinnen und Postdoktoranden von heute teilen werden. Auch wenn wir bei einer genaueren Analyse die Situation nach verschiedenen Fachkulturen differenziert darstellen sollten, hat sich die allgemeine Lage in wesentlich geringerem Maße als bei den Doktoranden verbessert, obwohl sie aus den Universitäten und anderen Forschungsinstitutionen nicht wegzudenken sind, weil sie die Breite der fachlichen Ausbildung und die Expertise in einem Forschungsgebiet mit höchsten Ansprüchen an die wissenschaftliche Praxis verbinden. Bei ihnen stellt sich also besonders prägnant das Problem der Wissenschaftskultur heute: Wie können wir die traditionellen Werte und Normen, die für das Gelingen von Forschung und Lehre unerlässlich sind, mit zeitgemäßen Anforderungen an Chancengleichheit und Nachhaltigkeit in der Wissenschaft verbinden?

Hier möchte ich für die Entwicklung einer „Postdoktorandenkultur“ an Hochschulen und anderen Wissenschaftsinstitutionen plädieren, die den frisch Promovierten den Weg in die eigenständige Forschung erleichtern soll. Dazu müssten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aktiver als bisher auf die Zeit unmittelbar nach ihrer Promotion vorbereitet werden. Die Möglichkeiten für promovierte Forscherinnen und Forscher, innerhalb des deutschen Wissenschaftssystems ihren beruflichen Weg zu finden, sollten klar definiert und erweitert werden. Einen ausbaufähigen Ansatz hierfür bietet beispielsweise die Möglichkeit, im Sinne einer ‚Startrampe‘ für die eigene Karriere bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft Mittel zur Finanzierung der eigenen Stelle einzuwerben. Solche Programme wären im Sinne einer klarer strukturierten Postdoktorandenphase durch gemeinsam mit der jeweiligen Institution zu entwickelnde Karrierestrategien zu ergänzen, so dass die weitere Ausformung der fachlichen Kompetenz Teil einer umfassenden Karriereförderung würde. Hierzu zählten z.B. Kenntnisse in Management, Personalführung, Organisation ebenso wie eine didaktische Ausbildung, welche die wissenschaftliche Expertise der Postdoktorandinnen und Postdoktoranden effizient in die Lehre einbände.

[http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication\[publication\]=494&cHash=fbec1106a7a5ed656ce2edc3f9234628](http://www.leopoldina.org/de/publikationen/detailansicht/?publication[publication]=494&cHash=fbec1106a7a5ed656ce2edc3f9234628) (letzter Zugriff: 16. Juli 2014)

⁴ Weber, Max: „Wissenschaft als Beruf“. In: Mommsen, Wolfgang J.; Schluchter, Wolfgang (Hrsg.): Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe. Bd. I/17. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1994, S. 3ff.

Ein weiterer wichtiger Beitrag zur Etablierung einer Postdoktorandenkultur besteht in der Integration von unabhängigen Nachwuchsgruppen insbesondere in die Universitäten. Solche Gruppen, die von hochmotivierten jungen Forschern geleitet werden und die es ihnen bereits in einem frühen Stadium der Karriere erlauben, selbständig eigenen Forschungsideen nachzugehen, sollten nahtlos in das akademische Leben als eine seiner wesentlichen Organisationsformen integriert werden. Junge Gruppenleiter, auch aus außeruniversitären Instituten, beteiligen sich gerne an der Hochschullehre – wovon wiederum die Universitäten profitieren, wenn sie dies nicht zum Anlass nehmen, die Hauptverantwortung der Hochschullehrer für die Lehre abzuschwächen.

Von der Entwicklung einer Postdoktorandenkultur in Deutschland erwarte ich darüber hinaus positive Auswirkungen für promovierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nicht die Professorenlaufbahn einschlagen möchten. Dies liegt erstens im wohlverstandenen Eigeninteresse von Instituten, die große Infrastrukturen vorhalten: Sie benötigen gleichsam ein kollektives Gedächtnis, das insbesondere angesichts rasanter technologischer Veränderungen kontinuierlich und sorgsam gepflegt werden muss. Zweitens gäbe es positive Auswirkungen auch für Promovierte, die sich primär der Lehre widmen, wenn die Stelleninhaber verpflichtet werden, durch kontinuierliche Weiterbildung an der Entwicklung der Forschung teilzuhaben. „Postdoktorandenkultur“ heißt also keinesfalls, alle Promovierten auf einen einzigen Karriereweg festzulegen, sondern ganz im Gegenteil, möglichst differenzierte Karrieremöglichkeiten anzubieten, die für unterschiedliche Fähigkeitsprofile und Lebensplanungen attraktiv sind.

7. Abschluss

Meine Damen und Herren,

ich hoffe, dass meine Überlegungen dazu dienen können, unsere Diskussion über einzelne Aspekte der gegenwärtigen Wissenschaftskultur einzuleiten. Ich freue mich nun auf Ihre Fragen und die weiteren Vorträge des heutigen Nachmittags.

Ich möchte Ihnen, lieber Herr Courvoisier, nochmals herzlich für Ihre Einladung zu dieser Tagung danken, und Ihnen, meine Damen und Herren, danke ich für Ihre Aufmerksamkeit!